

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22 Sgr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Strasse Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthät. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 70.

Berlin, Montag den 11. Juni

1838.

Süd = Amerika.

Scarlett's Reisen in Süd = Amerika *).

Das Deutsche Publikum begleitet einen Reisenden durch Brasilien, durch die weiten, öden Pampas, die Urwälder am Fuße der Andes, über das rauhe Gebirg nach Peru zu den Küsten des westlichen Oceans wohl noch heutzutage mit der Neu- und Wüßbegier und mit dem persönlichen Antheil, den man kühnen Länder-Entdeckern zu zollen pflegt. Für uns gehören jene Gegenden noch halb und halb zu den unbekanntem Ländern, an das entlegenste Ende der Geographie, und wir können von einer Reise dorthin die Vorstellung des Fährlichen, Gewagten, Abenteuerhaften noch nicht recht trennen. Die Engländer hingegen sind durch vielfachen politischen und Handelsverkehr und durch reichliche Mittheilungen ihrer reisenden Landsleute, deren beständig ein starkes Kontingent in jenen Ländern unterwegs ist, mit dem dortigen Terrain, mit der landschaftlichen Scenerie und Staffage, mit Zuständen und Sitten im Ganzen so wohl bekannt, daß eine Reise quer durch Brasilien und über die Andes in ihren Augen eben nicht mehr zu sagen hat, als etwa ein Streifzug quer durch Ungarn über den Balkan, und daß der Reisebeschreiber seine Fahrten und Erlebnisse am Plata-Strome, unter den büßeljagenden Gauchos, in Chili und zu Panama ganz in der gemächlichen, alltagsbequemen, leichtgeschürzten und das Meiste im Vorübergehen münchenden Manier hererzählt, wie der erste beste Tourist seine Begegnisse auf dem Durchzuge durch wohlbekannte Europäische Länder. So macht es auch unser braver und schlichter Autor, Herr Campbell Scarlett. Seine Reise ging zuerst (August 1834) im Gefolge einer Britischen Gesandtschaft nach Rio Janeiro; von da über die Banda Oriental, über Buenos-Ayres und Montevideo, durch die Pampas, welche er nicht in hastigen Marschen, wie die meisten seiner Vorgänger, sondern in gemächlicher Weile durchzog, bis zur Stadt Mendoza am Fuße der Andes. Im zweiten Bande führt ihn sein Weg über das Gebirge nach Chili, von Valparaiso die Küste entlang nach Lima und Payta; er macht einen Abstecher nach den Perlen-Inseln und verweilt endlich längere Zeit zu Panama. Dieser Abschnitt ist der wichtigste und interessanteste des ganzen Buches, und ihm verdankt das Werk den bedeutenden Ruf und die beifällige Aufmerksamkeit, womit es gleich beim Erscheinen vom Publikum in England überhaupt, ganz besonders aber vom Handelsstande und selbst von der Regierung, aufgenommen worden ist. Es wird nämlich hier die Möglichkeit und Ausführbarkeit einer Kanal-Verbindung zwischen dem Amerikanischen Busen und dem westlichen Ocean dargezogen und die Errichtung einer Pacific-Steamp-Navigation-Company in Vorschlag gebracht, um auf dem angegebenen Wege und mit Hilfe der Dampfschiffahrt eine schnellere und regelmäßigere Communication mit den Häfen und Handelsplätzen der Amerikanischen Westküste herzustellen. Wir lassen jedoch dieses ernste, einer umständlichen geographischen und kommerziell-statistischen Erläuterung bedürftige Thema bei Seite und fassen das Buch von der erzählenden, unterhaltenden Seite. Geschrieben ist es ohne alle Kunst und Prätension; es befolgt den schlichten Gang eines Tagebuchs, hält sich treu an die Vorgänge, läßt uns mit des Reisenden Augen sehen und mit seinen Ohren hören, und verschont uns mit aller unnützen Weiterschweifigkeit und Reflexion. Sogar auf Beschreibung und Schilderung der Landschaften, der Städte und Wohnplätze, der Menschen, Trachten, Sitten, Gebräuche, Volks-Scenen läßt er sich nur in dem Maße ein, als ihm dergleichen von selbst entgegenkommt. Deutschen Lesern namentlich wäre in diesem Punkte mit etwas mehr Umständlichkeit und Ausführlichkeit gedient gewesen. Allein, wie gesagt, Scarlett schreibt für ein Publikum, welches in Lima und Callao und in den Bergwerks-Bezirken der Andes so gut und besser zu Hause ist, als wir in den Ländern, die uns zunächst umgeben. Denkt man sich einen schlichten, gutmüthigen, derben Gentleman in den besten Jahren, mit gesunden Augen und hinlänglichem Mutterwitz, aber mit blutwenig Phantasie begabt, am Herde im Lehnstuhl sitzend und von seinen Reisen er-

zählend, so hat man von dem Ton und der Vortragsweise des Buches die beste Vorstellung. Wir lassen nun etliche ausgezogene Stellen ohne weitere Bevormortung auf einander folgen.

Rio Janeiro. „Wir fahren an einer Reihe kleiner, grüner, bewaldeter Eilande vorüber, die vor dem Hafen liegen. Sie schienen sämtlich unbewohnt; nur auf einem wurden wir ein Gebäude mit einem Thurme gewahrt, der zugleich als Leuchthurm und als Signalposten zu dienen scheint. Die Ansicht der Gestade zu beiden Seiten war freundlich, aber nicht großartig. Kaum aber hatte unser Fahrzeug, um eine Landspitze wendend, den Hafen von Rio gewonnen, so war wie mit einem Zauberstrich die Scene geändert. Im herrlichsten Sonnenlicht lag ein weites und hohes Amphitheater von Bergen vor uns ausgebreitet, so gewaltig und erhaben und dabei so reizend, lockend, anmuthig, wie keines Menschen Wort noch Feder beschreiben kann. Wer es nicht gesehen, der hat keine Vorstellung von dieser unermesslichen Leppigkeit und Fülle der Vegetation, von diesem reichen, schwellenden, saftgesättigten Grün, das aus jeder Scholle am Boden, aus jeder Fuge des Gesteins emporzuquellen scheint, das die Thäler, die Abhänge, die runden Kuppen und die sanftgeschweiften Züge der nahen und fernen Berghöhen in tausendfacher Farbenabstufung überkleidet und keine Lücke läßt, außer wo ein Meeresarm, eine schmalgewundene Bucht sich in das Land hineinstreckt, oder wo man, an fernen offenen Stellen, einen klaren Fluß unter majestätischer Tropenwaldung vorübergleiten oder die Abhänge hinuntertauschen sieht. Aus dieser Fluth von Grün taucht die Stadt Rio Janeiro mit ihren Palästen und ihrer Umgebung von Landhäusern und ländlichen Gehöften im glänzendsten Weiß hervor. Ich habe Konstantinopel, Neapel, Smyrna, viele andere Städte gesehen, deren materlich herrlicher Anblick als unvergleichlich gerühmt wird; aber so erhabene und entzückende Pracht, wie dieses Amphitheater des Hafens zu Rio, bietet fürwahr kein zweites Plag in der Welt.“ — Rio Janeiro hat keinen Sklaven-Markt mehr; allein der Neger verharrt noch immer in tiefster thierischer Erniedrigung. Zu den härtesten, gemeinsten, schmutzigsten Diensten werden ausschließlich Schwarze gebraucht. Scarlett ist im Ganzen der Meinung, daß sie in der That zu nichts Besserem taugen, und daß es einer langen Erholungs- und Bildungszeit für sie bedarf, damit sie nur einigermaßen wieder aufkommen. „Sie dienen als Zugthiere, werden paarweise vor niedrige, vierrädrige Karren angeschirrt und schleppen schwere Güterlasten durch die Straßen. Zuweilen tragen ihrer vier oder sechs eine Last an Stangen oder auf einer Bahre einher; dazu halten sie Schritt und Takt und heulen, um sich munter zu halten, eine klägliche, eintönige, in Sätzen abgebrochene Melodie. Sieht man dazu die unförmlich mißgestalteten Figuren, die schmutzigen Leiber, die thierischen, widerwärtig stumpfen, gedanken- und empfindungsleeren Gesichter, so fühlt man sich in der That versucht, zu glauben, daß der Abstand, physisch und moralisch, in der That liegt. Sind sie müßig, so sieht man sie Tag und Nacht auf der Straße liegen, sich auf Misthaufen wälzen; das Bedürfnis der Keintlichkeit scheinen sie gar nicht zu kennen und sind in dieser wie in mancher anderen Hinsicht um nichts besser angesehen, als die Schweine.“ — Ein abendlicher Spazierritt in der Umgegend von Rio bringt uns folgende Schilderung: „Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir an einem großen Zuckerrohrfelde vorüber, — das erste, welches ich in meinem Leben sah. Die Pflanzen waren noch jung und prangten im frischesten Grün. Je dunkler der Himmel uns zu Häupten wurde, desto lustiger fing es zu unseren Füßen an zu sprühen und zu leuchten. Im Grase, im Rohre, in den Büschen wimmelte es von Leuchtkäfern; zu Tausenden stiegen sie auf und schwärmten ringsumher und über unseren Köpfen, wie daheim die Mücken. Und als die Nacht einbrach, da war es keine stille, schweigende Sommernacht, dergleichen man bei uns in Idyllen schildert; sondern allerwärts wurde eine ganze Welt von Geschöpfen laut und lebendig, ein Durcheinander von tausendertlei verschiedenen Tönen, einformig und doch unendlich mannigfaltig, ein wirrer Lärm und doch eine gar nicht üble Musik; so ritten wir unter Konzert und Feuerwerk. Das ist kein Quaken, was die Frösche hier vollführen, — das dröhnt wie die Hammerschläge in eines Grobschmieds Esse. Millionen Heuschrecken, Grillen; Cicaden geigen und zirpen ihren schrillenden Diskant, ohne Takt

*) Vollständiger Titel: South America and the Pacific; comprising a Journey across the Pampas and the Andes, from Buenos Ayres to Valparaiso, Lima and Panama; with Remarks upon the Isthmus. By the Hon. P. Campbell Scarlett. To which are annexed Plans and Statements for Establishing Steam Navigation on the Pacific. 2 vols. London, Henry Colburn, 1838.

und ohne Pause. Und wer nennt, ja wer erfährt nur Alles, was dazwischen brummt, summt, stötet, gurgelt, pfeift und kreischt und schnattert und klappert! Der Lärm in der Wolfsjagd, wo mit das wilde Heer beim Guß der Zauberfugeln akkompagnirt, ist Kinderpiel dagegen. Dann und wann kam eine riesengroße, tölpische Fiedermaus, von der echten Vampyr-Gattung, mit spitzem Hundekopf und steifen Ohren, unserer Pferde an den Kopf gefahren, und die häßlichen, schwarzklappigen Flügelhäute fächelten uns dicht vor der Nase.“

Buenos Ayres. Hier besuchte Scarlett die Deputirten-Kammer. „Das Gebäude ist ziemlich klein und unansehnlich; der Sitzungs-Saal amphitheatralisch, mit Logen für die Zuschauer. Die Deputirten sitzen auf Stühlen, im Halbkreise, um eine erhöhte Bühne, in deren Mitte sich der Präsidentenstuhl und vor demselben ein großer Tisch befindet; zu beiden Seiten stehen noch mehrere kleinere Tische. Die Herren waren in sehr lebhafter Diskussion begriffen; es handelte sich allerdings von einem nicht geringen Kunststück, nämlich von einer Anleihe, um die Staats-Schulden abzutragen. Der Secretair las ein langes, mit Zahlen reichlich gespicktes Exposé vor; darauf ergriff ein Deputirter das Wort gegen die Maßregel, ereiferte sich aber nicht im mindesten, sondern blieb in höchst kommoder Stellung sitzen und wiegte sich mit dem Sessel gemächlich hin und her.“ Glückliches Land, wo die Befesgeber sich ihr Geschäft so bequem machen können!

Doktor Francia. Der Diktator beherrscht sein Paraguay nach wie vor mit unbeschränkter, despotischer Macht. „Er stellt“, sagt Scarlett, „in seiner Person den konzentrirten Geist und Gehalt, die ungemilderte Quintessenz des Jesuitismus dar. Das frühere Regiment der geistlichen Väter war bei weitem so streng, gewaltsam, unnatürlich, so unverständlich und verstockt misanthropisch nicht. Was bei den Jesuiten eigensüchtige und schlaue, vielleicht furchtsame und ängstliche Politik war, scheint bei Francia eine fixe Idee geworden zu sein, woran sich tückische Herrschsucht und ingrimmiger Eigensinn festgekrallt hat. Auch wird er je älter desto schlimmer. Er will durchaus von keinem politischen noch Handelsverkehr mit Fremden wissen. Land und Volk sind, nach Allem, was man hört, übel daran. Was die Jesuiten Väter Gutes gestiftet hatten, hat Francia nicht zu pflegen, noch wiederherzustellen gewußt. Die armen, in der Dummheit gehaltenen Teufel, die Indianer, haben die ganze schöne Abrihtung wieder verlernt. Um den Anbau des Landes steht es kläglich, und um die Künste und Gewerbe, wodurch alles zum Leben Nöthige im Lande selbst bereitet werden sollte, noch viel kläglich. Mit dem Glück des einfältigen, sanftmüthigen, geduldigen Böllchens ist es aus, aber die alte Furcht, der heilige Respekt besteht noch und verschafft Allem, was der geistliche Despot befehlt und anordnet, unbedingten Gehorsam. Läßt sich ein Fremder auf dem Gebiete von Paraguay betreten, so wird er entweder sofort wieder hinausgeschafft und mag dann froh seyn, daß er so gnädig davonkommt, oder er wird mir nichts dir nichts festgenommen und gefangen gehalten, wie Bonpland, der erst nach elf Jahren loskam.“ — Der Britische Konsul, Herr Woodbine Parish zu Buenos Ayres, erfuhr 1834, als er dort eintraf, daß sich eine große Anzahl Engländer schon seit geraumer Zeit, manche seit sechs, einer gar seit vierzehn Jahren, in des Diktators Gefangenschaft befänden. Sofort ertieß er ein Schreiben an Francia, worin er mit dem gehörigen Nachdruck die Freilassung seiner Landsleute forderte, zugleich aber sich in der verbindlichsten Weise erbot, einen Vice-Konsul nach Paraguay abzuschicken und eine freundschaftliche Korrespondenz anzuknüpfen. „Die Gefangenen ließ Francia augenblicklich in Freiheit setzen; den Vice-Konsul verbat er sich zwar, erklärte sich jedoch einer Korrespondenz mit dem Konsul, sogar einem direkten Verkehr mit England nicht abgeneigt. Dazu machte er jedoch seine Bedingungen. Die Schiffahrt auf dem Parana- und La Plata-Strome sollte von den Ufer-Staaten gänzlich freigegeben werden und ihm, Francia, das Recht zustehen, Fahrzeuge unter eigener Flagge direkt nach Europa zu senden, ohne Zoll und Kontrolle seiner Feinde (d. h. der Vereinigten Staaten von La Plata und der Republik Buenos Ayres). Er mag sich wirklich eingeredet haben, die Englische Regierung werde sich, ihm zu Liebe, mit der Sache befassen und ihm das Verlangte ausbedingen. Als daher der Konsul ablehnend erwiederte, die Verhältnisse wegen der Binnen-Schiffahrt könnten der Gegenstand einer Unterhandlung und eines Vertrages mit den dabei beteiligten Staaten werden, wozu die Englische Regierung gern vermitteln und verhelfen wolle, — da gerieth der Herr Doktor in gar böse Laune, suchte allerhand alte Händel und Beschwerden, noch aus Bonpland's Zeiten, wieder hervor, schickte dem Konsul seine Schreiben zurück und brach allen Verkehr mit ihm aufs entschiedenste ab. Dabei ist es denn bis auf den heutigen Tag geblieben. Vor mehreren Jahren, hörte ich erzählen, fuhr ein Franzose, ein dreißiger Spekulant, den Parana-Strom hinauf, legte an, fand seinen Weg nach Assumpcion und war geschickt oder glücklich genug, eine Audienz bei Francia zu erhalten. Er bat um Erlaubniß, seine Ladung im Lande absetzen zu dürfen, und um sich dem Diktator geneigt zu machen, brachte er eine höchst elegante Equipage zum Geschenk mit. Francia nahm den Mann höflich auf und ließ den Wagen alsbald durch den Thorweg in seinen Hof fahren. Des freute sich der Franzose nicht wenig und rechnete schon im Geiste, wie viele Centner der köstlichen Verba (des Paraguay-Thee's) er wohl einhandeln und wie hoch er sie daheim versilbern würde, als der Doktor ihn im Gespräch an ein Hinterfenster führte. Da stand die schöne Karosse zwischen lauter Reisbündeln, die angezündet wurden und lichtertoth

brannten, bis das Geschenk zu Asche war. — Was uns Zapata über den Mann und sein Wesen berichtete, wirft ein greselles Licht auf die argwöhnische Tücke seines Charakters und auf die schroffe, harte Willkür seines despotischen Verfahrens. Zapata hatte einen wackeren, unterrichteten, verständigen Offizier in der Paraguayschen Miliz gekannt, welchen der Diktator auf alle Weise verfolgte, degradirte, endlich ganz und gar fortjagte, lediglich weil er die überlegene Einsicht dieses Mannes fürchtete. Francia kann und will Niemanden im Lande leiden, der an Einsicht und Charakter über die scheue und verstandlose Herde hervorragt, Keinen, der Ansehen, Vertrauen und Liebe bei seines Gleichen und bei Untergebenen zu gewinnen versteht, Keinen, der ihm etwa seine Regierungskünste absehen könnte, Keinen hauptsächlich, der durch irgend einen geistigen Vorzug in seine, des Diktators, des einzig Weisen und Allmächtigen Nähe heranzureichen droht. Ich glaube fast, die ganze Weltgeschichte zeigt kein Beispiel eines so intensiven Despotismus, wie diese Herrschaft des Jesuiten-Doktors über die armen Indianer in Paraguay.“

Die Provinz Mendoza. Scarlett kann diese am Fuße der Andes gelegene Landschaft gar nicht herrlich genug schildern. „In diesem ewig frühlingsmilden Klima, auf diesem üppig fruchtbaren Boden gedeihen alle unsere Europäischen Früchte zur höchsten Vollkommenheit. Vom Apfel und der Birne bis zur Orange und zum Granatapfel findet man sie alle wieder, aber größer, saftvoller, reicher an Duft und Würze. Der Landbau ist hier nicht allein von der Natur in weit höherem Maße begünstigt, sondern wird auch mit mehr Einsicht und Sorgfalt betrieben, als in der Gegend um Buenos Ayres. Wein, Taback, Mais und Weizen wird im Ueberfluß gewonnen. Vor wenigen Jahren wurde hier die erste Wassermühle angelegt; jetzt sind bereits mehrere im Gange, zu großem Vortheil der Landwirthe, die am Transport Mühe und Kosten ersparen und am Preise gewinnen, seitdem Mehlsäcker statt der Getraidesäcke zum Fluß hinunter wandern. Der Fluß, die Pulsader alles Verkehrs, ist kein anderer als der Rio de la Plata, der hier wasserreich und schiffbar aus den Andes hervortritt. Was aus der Provinz ausgeführt werden soll, muß auf Karren oder Rauleseln da hinab geschafft werden, wo es seinen Markt findet. Neben dem Ackerbau besteht denn auch manche ländliche Industrie: unter Anderem verstehen die Landleute sich auf das Kochen einer besonderen Seife, wozu sie wohl gewisse sodahaltige Pflanzen benutzen mögen, und wovon manche Ladung nach Buenos Ayres geht. Auch Kinderhäute werden ausgeführt, doch in geringerer Menge, da die Provinz größtentheils bergig ist und die zahlreichen Büffelheerden eigentlich in der Niederung, in den flachen, unabsehbaren Pampas zu Hause sind.“ — „Mendoza ist ein höchst anmuthiges Städtchen. Längs jeder Straße, sowohl in als vor der Stadt, läuft ein Kanal mit frischem, klarem, kühlem Wasser, das aus den nahen Bergen herbeigeleitet wird. Auch sind die Wege in der Umgegend durchgängig mit Bäumen bepflanzt und zum Theil durch kleine Wald-Anlagen geführt, so daß sie zur heißesten Tagesstunde schattig und kühl bleiben und den angenehmsten Spaziergang gewähren.“ — „Da die Leute hier so wenig mit der Welt verkehren und alle Europäische Künste und Erfindungen so spät und unvollkommen zu ihnen gelangen, so hat sich eine große Einfachheit der Sitten und der Lebensweise bei ihnen erhalten, und sie scheinen an Bildung gegen die Bevölkerung von Buenos Ayres weit zurückzustehen. Das gleicht sich aber durch andere Vorzüge aus. Die Bewohner dieser abgelegenen Berg-Landschaft sind ein glücklich begabtes Volk, voll lebendigen natürlichen Verstandes, höchst mißbegierig und bildungsfähig; dabei haben sie nicht nur die Reinheit, sondern auch einen gewissen Adel der Sitte bewahrt, und selbst den Sauchos ist Lebensart und höflicher Anstand nicht fremd. Die Familie meiner freundlichen Wirthe zu Villa Nueva war ganz unerschöpflich an Fragen und Erkundigungen über die ferneren, fremden Länder, von wo ich herkam; mit Freuden empfingen sie jede Belehrung, und mit Freuden ertheilten sie mir jede, um die ich bat.“ (Schluß folgt.)

Italien.

Buchhandel und Verlagsrechte in Italien.

(Schluß.)

Der Buchhandel im Großen wird insgemein auf dem Wege des Tausches betrieben; bei Geschäften für baares Geld ist ein unmäßiger Abzug, oft 30 pCt., üblich. Die vielfache Zerstückelung Italiens hemmt den Umlauf der Bücher im Lande auch gar zu sehr; und schon lange bleibt es bei der bloßen Absicht, ein Expeditions-Geschäft für den regelmäßigen Empfang und Vertrieb der Novitäten des Buchhandels einzurichten. Gegenwärtig schickt also der Verleger an jeden seiner Geschäfts-freunde etwa ein halbes Duzend Exemplare von einem Verlags-Artikel und hat dann nach Verlauf von sechs Monaten das Vergnügen, vielleicht genau eben so viele „Krebse“ auf seine eigenen Kosten von Jenen zurückkommen zu sehen.

Will nun aber ein Autor sein Werk auf eigene Kosten drucken lassen, so muß er vor Allem den schweren Betrag der ganzen Auflage bezahlen und dann doch einem Buchhändler sich in die Arme werfen, der ihm die übertriebensten Kommissions-Gebühren abverlangt, da er selber wieder seinen respektiven Geschäftsfreunden den höchsten Rabatt bewilligen muß. Auch den Weg der Bergesellschaftung hat man eingeschlagen; doch führt dieser nur bei umfangreichen und langdauernden Werken zu erwünsch-

tem Ziele, wenn nämlich nicht etwa der Stolz dazwischentritt und durch Demüthigungen die ganze Sache verleidet.

Zwar sind die hier angezogenen nur einige von den vielen Ursachen, welche auf die Verhältnisse der Literaten Italiens so trübselig einwirken; dennoch aber darf man weder verschweigen noch leugnen, daß es immer noch einige Glückliche unter uns giebt, die in ziemlich gemächlichem Wohlbehagen einzig von den Früchten ihrer literarischen Arbeiten leben, namentlich in Mailand, Turin und Venedig. Doch sind deren wahrlich verzweifelt Wenige, und ihre weitere Erwähnung würde nur hundertertei Dinge aufs Tapet bringen, die mit unserem Gegenstande nichts gemein haben.

So viele verschiedene Regierungen Italien aufzuweisen hat, eben so viele verschiedene Gesezgebungen gelten hier für das Eigenthum. Im Piemontesischen sichert der neue Kodex das literarische Eigenthum Jedem, der sieben Exemplare deponirt; doch ist das Wie und Wie lange bis jetzt noch nicht festgestellt, sondern soll erst durch spätere Verordnungen erledigt werden. In den größeren Staaten wird gar kein Exemplar gesezlich abgefordert, nicht einmal das, welches zur Durchsicht vorgelegt. Jeder Band aber, neu, oder überhaupt nur eingeführt, muß gestempelt werden; und wenn er nicht privilegirten Inhalts ist, so haben zwei Censoren das Recht, 16 Centesimi (1 Sgr.) dafür zu erheben. Kommen Werke in Paketen heftweise an, so wird das erste und das letzte derselben gestempelt. — In Toskana ist die Freiheit so groß, daß Dein Nachbar schon am Tage des Erscheinens Dir, dem Verleger eines theuer erkauften oder mühsam gesammelten Werkes, dasselbe ohne Weiteres kann nachdrucken lassen. Wer sein Eigenthum dagegen schützen will, muß um ein Privilegium einkommen, das er übrigens nicht einmal immer erhält. Doch das ist gleich viel; denn erwischt er es auch wirklich, was nützt ihm — wenn es sich nicht gerade um ein Buch von ganz lokalem Interesse handelt, wie etwa Rigetti's Geographisches Wörterbuch von Toskana — ein Privilegium, das schon in Bologna, Bastia, Lucca nicht mehr Geltung findet? — Der Herausgeber kann also keinen irgend kostspieligen Verlag unternehmen, bevor er eine solche Anzahl von Abonnenten, daß er gedeckt ist, gesammelt hat. Das Publikum gedulde sich demnach nur! Diese Toskanische Freiheit erstreckt sich indes auch auf die Einföhrung jedes Nachdrucks. Gegenwärtig giebt es im Toskanischen, so viel uns bekannt geworden, 13 Buchhandlungen in Florenz, 3 oder 6 in Livorno, 4 in Pisa, 2 in Siena, 2 in Prato, eine in Arezzo und eine in Pistoja; aber die Zwischenhändler und Wiederverkäufer von Büchern sind daselbst in solchem Ueberflusse vorhanden, daß auf die einzige Stadt Florenz allein vielleicht ihrer 60 kommen. Diese Hauptstadt besitzt außerdem 6 Schriftgießereien und 36 Buchdruckereien, während im übrigen Toskana 2 oder 3 von ersteren und 13 von letzteren sich befinden. Dies ist nun doch gewiß nicht wenig, so daß man wohl erwarten dürfte, daß Toskana auch wenigstens in der Anzahl der neuen Literatur-Erzeugnisse ein Primat innehat, dessen Behauptung die Gelindigkeit der Landes-Geseze und das bewundernswürdige Mittel seiner Sprache ihm gleich sehr erleichtern müßten. Aber trotz allem dem findet gerade das Gegentheil statt. Starb doch ein Literaturblatt, das sich dort zum Verfechter der Würde der Kunst und der schönen Wissenschaften aufgeworfen, erst neulich eines gewaltsamen Todes! *)

Von den Büchern, welche in den Kirchen-Staat eingeföhrt werden, bezahlen immer 100 Pfund einen Scudo (Spezies-Thaler), in Florenz nur 7 Toskanische Paoli (23 Sgr.); in der Lombardei dagegen bezahlt jedes Kilogramm (etwa 2½ Pfund) 23 Lire, in den Sardinischen Staaten sogar 30 Francs.

Am meisten gedrückt ist in diesem Punkte aber unstreitig das Königreich beider Sicilien, wo die Regierung, in der Absicht, die einheimische Gedank-Manufaktur zu begünstigen, alle dergleichen Einföhr von außen so gut wie gänzlich abgeschnitten. Anfangs nämlich zahlte man von 100 Ducati (110 Thlr.) Werth 2 Carlini (6 Sgr. 8 Pf.); nach einem Dekrete vom 10. November 1822 jedoch giebt jeder Oktavband 3, jeder Quartband 6 und jeder Folioband 9 Carlin. Dies ward aber lediglich verordnet, um die Zweifel und Streitigkeiten abzustellen, welche aus der Erhebung des Zolls, wenn er auf den Werth der Waare begründet ist, gewöhnlich entstehen, und dabei sagte man denn auch, wie angegeben: es geschehe, um den Nationalstolz zu heben. Dasselbe Gesez belegte die Journale mit einer Post-Taxe von 10 und 13 Gran (1 Gran beträgt etwa 4 Pfennige) für jeden Bogen, je nachdem sie Italiänische oder ausländische waren. Dies ist jedoch 1834 auf 3 Gran für den Bogen ermäßigt worden. Die in Lombardei-Benetianischen erschienenen Bücher bezahlen das Doppelte. Kaum war dieses Gesez erschienen, so war auch schon aller Buchhandel des Todes erblichen: die auswärtigen Geschäftsfreunde stellten ihre Sendungen, die inländischen ihre Aufträge ein. Der Buchhändler Borel, der in Paris 160 Korrespondenten zählte, behielt von diesen Allen nur einen Einzigen; die Buchhändler schwanden kläglich dahin, und die Buchhandlungen schrumpften zu erbärmlichen Buden zusammen. Die Buchhändler mußten nun immer baar Geld in Bereitschaft halten, um nur den schweren Zoll bestreiten zu können; dadurch stieg der Preis der fremden Bücher bis aufs Doppelte, und die Kunden ließen sich die theure Kauflust vergehen. Nun blieb gar manche Kiste mit Büchern auf dem Zoll-Amte liegen, die freilich dem Fiskus zu Gute gekommen wäre, hätte sie dieser nicht, in Erwägung dessen, daß er aus dem Verkaufe derselben nicht einmal seine Zölle

*) Wahrscheinlich ist hier die von Vicussieur herausgegebene Autologia di Firenze gemeint.

bühren lösen würde, an einem schönen Morgen auf dem St. Nicolai-Platz sammt und sonders durch die Flammen vertilgen lassen. — Da dort jedes kleine Heftchen ganz eben so wie ein dickes Buch besteuert wird, so hat man in Ober-Italien für das Königreich beider Sicilien ganz eigens Bände von gewaltiger Größe und mit fortlaufender Seitenzahl hergestellt, um dergestalt das Gesez zu umgehen, welches nur einerlei Seitenzählung in jedem Bande gestattet. Die letztgedachte Anordnung hat sogar die Frage angeregt: Ob nicht in dem Bande, dessen Vorrede mit Römischen Ziffern besonders numerirt ist, eine doppelte Zählung anzunehmen sey?

Vor 1822 gab es in Neapel 80 vielbeschäftigte Druckereien, und es bestand ein lebhafter Verkehr mit Venedig, von wo man vier Fünftheile aller scholasaischen Schriften, meist im Austausch für einheimischen Verlag, bezog. Die Buchhändler suchten nur Bücher, deren Verkauf ihnen sicher war, und erhielten sie auf lange Frist, so daß sie fast vom bloßen Kredit bestanden. Da brachte sie das Gesez, anstatt sie, wie es doch sollte, zu heben, zum Falle. 200,000 Ducati, welche vorher, für fremdes Papier, ins Ausland gewandert, blieben nunmehr freilich im Lande; doch wurden dafür auch 1300 Arbeiter aus Gießereien und Druckereien brodlos! Die Druckereien sahen sich nun lediglich auf Schulbücher und Sachen im Geschmack des großen Haufens, auf Romane und Verse angewiesen, die aber auch zu nichts führen, als die Niederlagen mit Makulatur zu füllen. Auf den Straßen kann man kleinen Karren begegnen, von denen herab, unter dem Geklingel eines Stöckchens, die schlechtesten Erzählungen, Journale und Operntexte zu wahren Lampenpreisen verkauft werden. Ausländische Sachen können nicht übersezt, Italiänische nicht neu abgedruckt werden, weil man sie ja gar nicht kennt; und auch etwa im Ueberflusse vorhandene Bücher können nicht mehr ausgetauscht werden, wie früher zum Vortheile beider Parteien — daher keine einzige große Unternehmung mehr, keine weitere Verbindung mit dem übrigen Europa und kein Wettstreit; Original-Werke aber erscheinen in immer größeren Zwischenräumen, immer spärlicher und, bei der Unkunde von allem Neuerschieneenen, gerade in unserer mit reißenden Fortschritten so gewaltig dahinstürmenden Zeit — auch immer dürftiger.

Bedarf es, um das Uebel unheilbar zu machen, nun wohl noch der willkürlichen Durchsuchungen der Buchläden — der Unterfuchung von Seiten der Zoll- und der Censur-Behörden, nicht nur an den Gränzen, sondern überhaupt an jedem Plage — des Verbotes, nur ein einziges Buch, sey es auch zehnmal im Lande gedruckt, mit dem gewöhnlichen Briefboten, ohne besondere Erlaubniß einer Behörde des öffentlichen Unterrichts-Wesens, oder mit der Post, ohne die Unterschrift des Revisors, zu verschicken? Früher wurden alle mißfällige Bücher bei ihrem Eingange ins Land konfisziert; jetzt begnügt man sich damit, sie zurückzuspediren. (Rivista Europea.)

Frankreich.

Der Polizei-Minister Fouché*).

... Will man der Wahrheit die Ehre geben, so kann, wenn von der Kaiserzeit die Rede ist, Napoleon nicht ohne seine Minister genannt werden, und wie einstimmig auch die Nachwelt über Fouché's Grausamkeiten in Lyon und über die früheste Epoche seines öffentlichen Lebens das Verdammungs-Urtheil ausspricht, so sind dagegen die Stimmen um so getheilter über sein späteres Verhalten als Polizei-Minister, das selbst seinen Feinden Bewunderung abzwing, indem er jetzt Eigenschaften entwickelt, die man in dem Terroristen vergeblich gesucht hätte. Und wer vermöchte auch ohne hohes Interesse seine Kämpfe mit Napoleon, diesem despotischen Riesengeiste, zu verfolgen? Zwei Männer findet der Kaiser im Beginn seiner politischen Größe vor, die, gleich ihm in der Schule der Revolution erstarkt, mit ihrem individuellen Genie sein universelles überwiegen, den Einen in der Polizei-Verwaltung, den Anderen in der Feder-Politik, nämlich Fouché und Tallenrand, und deren Obmacht fühlend, gelang es ihm nicht, sie in das Niveau der übrigen Hofschranzen hinabzudrücken. Er wußte aber, daß diese Männer ihm nothwendig, unentbehrlich waren, und liebte er sie nicht, so gebrauchte er sie doch. Und sie? Sie ließen sich gebrauchen, arbeiteten in seinem Interesse mit der stillschweigenden Bedingung, ihres freien selbstständigen Urtheils sich nicht begeben zu dürfen; aber weil hier der Ehrgeiz des Herrschers aufs empfindlichste gekränkt war, suchte er, wenn es anging, ihre Dienste zu entbehren, und berief sie eben so oft, als er sie entließ. Immer sah man den Kaiser und seinen Polizei-Minister in nie ruhender Attraction und Repulsion, und oft genug hörte man in den Tuilerieen und dem Minister-Kabinet den Ausspruch, daß Einer dem Anderen Blendwerk vormache, um ihm desto sicherer Schlingen zu legen. Napoleon konnte sich, wie Bourienne in seinen Memoiren bemerkt, so wenig bei diesem Spiele maßigen, daß er in Fouché's Abwesenheit in gereizten und übelwollenden Ausdrücken von ihm sprach und in seiner Gegenwart sich sehr zusammennehmen mußte, um es nicht zum öffentlichen Bruch kommen zu lassen. Fouché sagte vom Kaiser: „Il voudrait faire la cuisine de tout le monde“, der Kaiser von ihm: „On est sûr de trouver son vilain pied sale dans les souliers de tout le monde.“ In dieser gegenseitig respektablen Meinung von einander gebrauchten und hintergingen sie sich um die Wette. Fouché's Schlaueit trug oft den Sieg davon und ist so sprüchwörtlich geworden, daß ein Franzose von

*) Nach den Biographies des hommes célèbres.

ihm sagte: „Auch wenn ich höre, daß Fouché begraben ist, traue ich ihm nicht.“ Folgende Anekdote, deren Authentizität wir nicht verbürgen wollen, mag als Beleg ihres gegenseitigen Benehmens dienen. — Während der hundert Tage, erzählt man, fiel eine Depesche Metternich's an Fouché in die Hände Napoleon's, der sogleich ein Stück abschnitt, dessen Mittheilung er vor seinem Minister geheim zu halten wünschte, einen falschen, nachgemachten Schluß dazufügen ließ und die Schrift mit der Aufforderung, den Inhalt ihm mitzutheilen, eben absenden wollte, als Fouché sich mit derselben Depesche, ebenfalls in vielen Stücken, die er den Augen seines Herrn entzogen wünschte, verfälscht, bei ihm anmelden ließ. — Im Vergleich mit einem solchen Vorgänger war Savary ein Schüler, ja in dem Grade Neuling, daß er Fouché's Anerbieten mit freudigem Danke aufnahm, noch einige Tage im Minister-Hotel zu verweilen, um wichtige Papiere in Ordnung zu bringen. Als der Vogel ausflog, war das Nest leer, und Savary sah sich vergeblich nach „wichtigen Papieren“ um. Umsonst waren Berthier's Drohungen, die Briefe des Kaisers auszuliefern; Fouché antwortete: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß seit 23 Jahren mein Kopf auf dem Blutgerüst auszuruhen gewohnt ist und die Gewalt der Nachhaber kennt, aber nicht fürchtet.“

Napoleon's Mißtrauen gegen Fouché war so groß, daß er ihn während des letzten Krieges nicht auf französischem Boden duldet. Dies war natürlich, nachdem er schon in dem nächstvorhergegangenen Kriege eine Probe von dessen Gesinnung bekommen hatte, die er ihm nie verzieh. Als der Minister nämlich die Verteidigung der Küsten anordnete, fand sich in seiner Proclamation folgende Stelle: „Wir wollen Europa beweisen, daß, wenn Napoleon's Genie Frankreichs Ruhm durch seine Siege erhöht, seine Gegenwart nicht notwendig ist, um unsere Feinde von unseren Grenzen abzuhalten.“ — Und wer fände nicht ein Zeichen seines vielgewandten Geistes darin, daß derselbe Mann, welcher unter dem Konvent ein Schrecken des Adels und Priester-Standes war, unter dem Konsulat und Kaiserthum, wenn nicht deren Zuneigung, doch deren Erkenntlichkeit zu erwerben wußte? Fouché ist es, der die Amnestie für die Emigranten bewirkte, er, der Moreau rettete, Sir Georg Humboldt und andere einer Verschwörung beschuldigte Männer, er, der hinderte, daß man Chénier wegen seiner „Epistel an Voltaire“ ins Gefängniß warf; aus seinem Munde stammt das wohlbekannte Wort über den Tod des Herzogs von Enghien: „Dies ist schlimmer als ein Verbrechen, es ist ein Fehler.“ Außerdem vergesse man nicht sein großes Verdienst, daß er zu den wenigen Männern gehörte, die, ungeblendet von dem Glanze des Kaiserthums und den Wohlthaten, welche von daher auf sie herabstießen, dem Monarchen die Wahrheit zu sagen stets bereit waren.

Nicht minder umsichtig als der Mann war seine Verwaltung, deren Grundzüge wir, so wie sie im Jahre 1804 organisiert wurde, hier mittheilen wollen. — Vier Staatsräthe (Réal, Pelet, Miot, Dubois) waren ihm in der Administration beigegeben, um die Korrespondenz mit den Departements-Präfekten zu leiten; sie versammelten sich wöchentlich ein Mal bei ihm zu Hause, machten ihre Mittheilungen und holten sich Bestimmungen ein. So von dem erdrückendem Detail befreit, konnte der Minister seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Polizei im Großen richten und selbst die Direction der geheimen Polizei nach wie vor den Händen Desmarte's überlassen. Dennoch hielt er sich in allen Klassen der Gesellschaft seine Agenten, die mit ihm in direkter Verbindung standen und hohen Sold bezogen, oft 1—2000 Franken des Monats. Alle drei Tage legte er seine Liste dem Kaiser, der seine geheime Gegen-Polizei besoldete, vor, für geleistete Dienste Ehrenstellen oder Geschenke zu erlangen. Noch hielt er eine Polizei im Auslande mit der dreifachen Bestimmung, ein wachsames Auge auf die Emigranten zu haben, die befreundeten Mächte zu beobachten und bei den feindlichen auf eine entgegengelegte Ansicht hinzuwirken. Die Gendarmen und die Staats-Gefängnisse gehörten zu seinem Ressort, aber nur zu oft that die Gegen-Polizei, auf Befehl des Kaisers, Eingriffe in die Rechte der Anordnungen des Ministers. Fouché ließ sich dadurch nicht hindern und errichtete in den wichtigsten Städten des Reiches sogenannte General-Kommissionen, welche ihr Reg über ganz Frankreich und besonders an den Grenzen ausbreiteten. In dem Kabinete des Ministers endlich strömten die ausländischen Zeitungen zusammen, die dem ganzen übrigen Frankreich zu lesen verboten waren, und wurden in Auszüge gebracht. Dadurch behielt er die wichtigsten Fäden der Europäischen Politik und machte mit dem Kaiser eine Arbeit, welche die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten kontrolliren oder aufwiegen konnte; ja seine Talente verschafften ihm ein solches Uebergewicht, daß er unter seinen Spionen von hohem Range Diplomaten, Senatoren, Staatsräthe, hochgeborene Emigranten und Gelehrte zählte. Seine Schlaueit wußte die Meinung zu verbreiten und zu unterhalten, daß, wo drei oder vier Personen versammelt wären, er Augen hätte, zu sehen, und Ohren, Alles zu hören. Seine Allwissenheit, die er auf diesem Wege erlangte, benutzte er aber häufig zum Wohle Frankreichs; er bekam Kenntniß von den Uebeln, die das Land drückten, und ließ sie oft durch die dienstfertigen Journale zum Gegenstande der Erörterung machen. So hinderte er viel Böses und kämpfte beherzt gegen die Anmaßungen, Launen und Paroxysmen des Kaisers.

Nie hat es wohl eine unumschränktere und willkürlichere, aber auch nie eine thätigere, eine der Gewalt gehorsamere und

widerspännigere Polizei gegeben als unter Fouché's Ministerium. Napoleon hat sich selbst am meisten geschadet, daß er diesen Mann nicht mehr an sich zu fesseln suchte und ihn selbst dann durch beleidigendes Mißtrauen kränkte, wenn er aufs Beste bedient war. Einem Manne von des Kaisers Eigenwillen war aber nichts unerträglicher, als die Herrschaft, welche sein Diener über die öffentliche Meinung übte, und er würde gern das Werkzeug zerbrochen haben, wenn dieser nicht immer eine wohlberedete Bahn wandelte. In jener viel besprochenen Zeit, wo Napoleon den Krieg an die Grenzen des Welttheils trug, lenkte Fouché allein die Zügel des Reiches und hielt alle Parteien in tiefem Frieden, so daß die stets schlagfertigen, aber im Zaum gehaltenen Fractionen selbst über dieses Wunder staunten. Er besaß aber auch ein vorzügliches Mittel, Alle zu gewinnen, nämlich die größte Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung des einmal gegebenen Wortes, in der nachdrücklichsten Gewährung der Hülfe, die er zugesagt hatte. Strenger als in jedem anderen Falle übte er sie an den Vornehmern und hatte nie Ursache, diese Tugend zu bereuen. In stundenlanger Unterhaltung sah man ihn ohne Begleitung in seinem Garten mit royalistischen Offizieren spazieren gehen, die er deshalb hatte verhaften lassen, weil aus ihrer unterschlagenen Korrespondenz deutlich hervorging, daß sie ihm nach der Freiheit oder nach dem Leben trachteten. Oft genug hörte man nach einem solchen Gespräche von den Gefangenen, welche auf abgelegenen Grenzen hinlängliche Gelegenheiten hatten, ihm ein Leides anzuthun, die Aeußerung, daß sie zwar oft besiegt, aber zum ersten Male für immer entwaffnet wären und nie mehr zum Schwerte greifen könnten.

Vor der Täuschung wollen wir noch warnen, als ob dieser außerordentliche Geist auch nur die geringste Achtung vor den constitutionellen Formen, welche Frankreich damals beherrschten, empfunden hätte. Es war ein unkluges Wort, das er einst an einen Autor, der sich bei Gelegenheit eines unerlaubten Gewaltschrittes gegen seine Schriften auf die Verfassung berief, richtete; aber er sagte, was er dachte. „Mein werther Herr“, entgegnete er, „die Constitution ist ein schönes Weib, der man wohl im Vorübergehen einen zärtlichen Blick zuwirft, gegen die man aber die Courtoisie unmöglich so weit treiben kann, sie in den Rath der öffentlichen Wohlfahrt zuzulassen.“ Darum kann es uns nicht Wunder nehmen, daß ein Staatsmann von dieser Gesinnung nicht viel Vertrauen einflößte, als ihn Ludwig XVIII. zum Minister berief, obgleich er den Bourbonen gewis glänzende Dienste erwies und nützliche Rathschläge ertheilt hatte, die er auch in Briefen an hohe Personen niederzulegen und so viel als möglich der Oeffentlichkeit zu übergeben bemüht war. Es ist übrigens mehr als wahrscheinlich, daß er Memoiren hinterlassen*), doch mag seine Familie Gründe haben, ihre Bekanntmachung einstweilen noch hinauszuschieben.

M a n n i g f a l t i g e s .

— Semilasso Französisch. Unter dem Titel „Lettres sur l'Afrique“ sind die Briefe, die der Fürst Pückler über Tunis und Algier hat drucken lassen, in einer französischen Uebersetzung erschienen. In Englischem Gewande existiren sie bekanntlich ebenfalls schon, und so dürfte die Tour de l'Afrique Semilasso's bald auch die Tour de l'Europe gemacht haben. Die Revue de Paris spricht sich in ihrem letzten Hefte nicht sonderlich günstig über dieses Buch aus, aber fast möchte man behaupten, es geschehe aus Neid darüber, daß ein Deutscher auch Französischen „Esprit“ haben wolle. Gleichwohl sagt indeß der Französische Kritiker am Schluß seiner Rezension: „Après tout, prince ou touriste, l'auteur des Lettres sur l'Afrique est un homme d'esprit et qui en aurait bien davantage s'il se contentait de celui qu'il a.“ Es verdrückt den Franzosen unter Anderem, daß Semilasso von einem Französischen Diligence-Beamten erzählt, er habe, als er ihm ein Paket zur Beförderung nach Berlin übergeben, gefragt: „Berlin! où est cela?“ „Das heißt doch“, ruft die Revue de Paris, „die Unwissenheit der Franzosen etwas zu stark auftragen. In Frankreich giebt es Niemand, der nicht weiß, wo Berlin liegt, und wenn wirklich in einem Diligence-Bureau ein Commis, der doch schreiben und lesen kann, es nicht wissen sollte, so würde er von dem letzten Bauern, der eben aus dem letzten Dorfe kommt, darüber belehrt werden können.“ Nun, die Behauptung vom letzten Bauern scheint uns doch ein wenig prahlerisch, besonders wenn wir uns an ein vor kurzem vorgefallenes bekanntes Geschichtchen erinnern, das selbst von Französischen Zeitungen nach erzählt wurde. In einem Französischen Orte, nicht weit von der Deutschen Gränze, war nämlich ein Brief mit der Aufschrift „Bonn, en Prusse“ auf die Post gegeben worden. Der Post-Beamte, der vermuthlich in der letzten Zeit viele Briefe an die Französische Armee nach Afrika zu expediren gehabt und daher wohl wußte, daß es dort eine Stadt Bona (Französisch Bone) gebe, ließ auch jenen Brief nach der Regenschafft Algier abgehen. Erst nach zwei Monaten kam das Schreiben, das den Weg nach Bonn in zwei Tagen hätte zurücklegen können, an seinem Bestimmungsort an, und zwar hatte man in Afrika auf der Adresse die Bemerkung hinzugefügt: „La Prusse n'est pas en Afrique.“

*) Die unter seinem Namen erschienenen sind bekanntlich nicht echt.